

1. Auflage Oktober 2019  
© [www.MidsommarVerlag.com](http://www.MidsommarVerlag.com)  
ISBN 978-3-948509-02-6  
Printed in Germany

Umschlaggestaltung und Fotos:  
FOTOKUNST Ulrich Haas, Memmingen  
[www.ulrichhaas.com](http://www.ulrichhaas.com)

Phantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.

*Albert Einstein*

## 1. Gefährliche Bergwelt

Ende Oktober war es im Kostnertal normalerweise schon kalt und feucht. Nur selten erreichte das Thermometer noch zweistellige Temperaturen. Nachts hatte es bereits leichten Frost. Reinigend zogen erste Herbststürme über die Berge und durch die Täler.

Grimmig graue Wolken lagen, selbst wenn es gerade nicht regnete, über dem langen, weiten Hochtal. Die Bauern gingen auf ihren Höfen all den Aufgaben nach, die noch vor dem ersten stärkeren Schneefall zu erledigen waren.

Am dringendsten mussten die Wege außerhalb des Dorfes mit Kies ausgebessert werden. Außerdem waren Dächer, Türen und Wände auf etwaige Schwachstellen hin zu kontrollieren. Die Erntewerkzeuge wurden gründlich gereinigt und verräumt. Das Vieh wurde nur noch einen halben Tag auf die näher gelegenen Weiden getrieben, damit die Grasnarbe nicht komplett abgefressen wurde. Nur dann konnte im Frühjahr möglichst rasch frisches Gras nachwachsen.

Da es bereits schon vor dem Abendläuten dunkel wurde, blieb kaum Zeit für tiefeschürfende Betrachtungen des Wetters. Das wäre ohnehin nichts als vertane Zeit, und davon gab es in den kommenden Wintermonaten noch mehr als genug.

Das Wetter wurde auch so, wie es wurde. Hier oben war es immer besser gewesen, wenn man sich auf das unangenehmste Wetter einstellte.

Im Jahre 1883 war es Ende Oktober aber nochmals außergewöhnlich mild, trocken und sonnig. Ein langer Spätsommer hatte das ruhiger werdende Hochtal über einige Wochen richtiggehend verwöhnt. Und so gingen die Bauern im Kostnertal ihren Arbeiten ein klein wenig entspannter als sonst nach.

Aufgrund des guten Wetters machten sich die beiden Vettern, der Leitner Toni und der Vogler Alois, nochmals auf eine Erkundungstour für die englischen Abenteurer, die den vergangenen Sommer im Kostnertal verbracht hatten.

Seit einigen Jahren quartierten sich über die Sommermonate regelmäßig junge Engländer bei Ihnen ein. Den Einheimischen erschienen sie als leicht exotische Zeitgenossen, die offenbar keiner anderen irgendwie gearteten sinnvollen Beschäftigung nachgehen mussten und das nötige Geld für derlei Sommerfrische übrig hatten.

Nur so konnten sie auf die eigenartige Idee gekommen sein, plötzlich die Tiroler Bergwelt in verschiedensten Bereichen zu erkunden. Einige Engländer erforschten das gesamte Tal, indem sie alle Tiere und Pflanzen systematisch untersuchten. Andere, vermutlich angehende Wissenschaftler, vermaßen das Gelände und die Berge mit äußerst kompliziert wirkenden Geräten. In der Dorfschänke wurde dann die neu vermessene Höhe eines Berggipfels stolz verkündet oder munter über seine Höhe gestritten.

Für die Einheimischen war es jedoch völlig einerlei, ob ein Gipfel nun ein paar Meter höher oder weniger hoch war. Sie stuften die Berge vielmehr nach der Gefährlichkeit für das Tal ein: Geröll- oder Schneelawinen an den unterschiedlichsten Hängen oder besonders unwegsames Gelände, in das sich ein Tier verirrt und dabei möglicherweise sogar verletzte. Gut zugängliche und saftige Hochwiesen waren dagegen ein Gewinn für die Fütterung des Viehs.

Aber auch einige Künstler zählten zu den quirligen Sommergästen. Diese fertigten zahlreiche Skizzen oder Bilder des Tales und der umgebenden Bergwelt an. So konnten sie immerhin ein Stück Bergwelt mit nach Hause nehmen.

Einem Einheimischen wäre es nie und nimmer eingefallen, solch ein Bild anzufertigen. Sie sahen ihre Bergwelt schließlich tagein und tagaus, oft länger, als ihnen lieb war.

Manch junger Bauer, der ein paar Tage unten in der Landeshauptstadt verbracht hatte, sehnte sich anschließend eher nach

mehr Abwechslung und Modernität. Zahlreiche der britischen Urlauber wanderten jedoch am liebsten in der möglichst schroffen und einsamen Bergwelt umher.

Die mutigsten der jungen Engländer stiegen dabei auf die allerhöchsten Gipfel. Bergregionen, die für die Einheimischen eigentlich nur unnütz oder hochgradig hinderlich waren. Hinderlich auf dem Weg ins nächste Bergdorf oder benachbarte Tal und unnütz, da es dort oben ohnehin nur das aller kargste Futter gab oder sich manches Stück Vieh auf seiner Futtersuche dort in unwegsamem Gelände verstiegen oder verletzt hatte.

Nicht zuletzt aufgrund der dort erst sehr spät zurückweichenden Schneemengen waren diese „oberen Gebiete“, wie sie bei den Bauern genannt wurden, über Monate hinweg kaum passierbar und bedrohten das Tal mit gefährlichen Lawinen.

Kaum hatte im Frühsommer die Schneeschmelze die letzten Reste der weißen Masse säuberlich entfernt, so drohten bei stärkeren Regenfällen erneut große Gefahren wie Steinschläge und Murenabgänge. Insgesamt waren dies Regionen, in die es die einheimische Bevölkerung kaum zog.

Höchstens ein paar umherziehende Besenbinder oder Scherenschleifer, die ihr Kommen mit einer schräg klingenden Schelle ankündigten, oder die deutlich leiser vorgehenden, nicht gänzlich unbekanntem Schmuggler fanden den ein oder anderen Weg über die Höhenzüge in die Nachbartäler.

Berufsbedingt musste der Jäger des Landgrafen mehr oder weniger regelmäßig den Bestand an Rotwild und Gämsen kontrollieren. Dabei kam es manchmal zu wenig angenehmen Aufeinandertreffen mit Wilderern, die versuchten das karge Mehlsuppen-Einerlei durch das ein oder andere Stück Fleisch aufzuwerten. Selten konnte der Jäger einen Wilderer stellen. Ab und an trug einer von einer ungeplanten Begegnung dubiose Verletzungen davon, die im Dorf eher lakonisch kommentiert wurden: „Da hob i mi beim Heu machen gschnitten“. In einzelnen Fällen wurde deshalb schon im März „Heu gemacht“. Da das Gras so früh im Jahr normalerweise selten hoch genug für einen ersten Schnitt

stand, wusste damit jeder um die Umstände der nicht ganz unheroischen Verletzung.

Leider waren auch schon Todesopfer zu beklagen. Dies waren meistens Wilderer, die sich partout nicht stellen lassen wollten. Manchmal verunglückte aber auch ein Jäger des Landgrafen. Die sich anschließenden polizeilichen Nachforschungen waren in solch einem Falle jedoch um ein Mehrfaches gründlicher und folgenreicher für die Bevölkerung als beim „unglücklichen Absturz“ eines Wilderers.

Durch den Besuch der englischen Abenteurer bot sich den Bauern des Kostnertales eine willkommene Möglichkeit, im harten Bergbauernalltag ein Zubrot zu verdienen, indem sie ihnen neue Wege auf Berggipfel zeigten.

Von der heutigen Tour versprachen sich Toni und Alois einen richtig großen Erfolg. Sie waren nämlich Hinweisen eines „mutigen Burschen“ aus dem Nachbardorf nachgegangen, bei dem es Zuhause öfter als nur zu den kirchlichen Hochfesten Fleisch im Eintopf gab.

Sein Hinweis bestand in einer vom Tal aus nicht einsehbaren Route an der Südost--Flanke der Glutterspitz, die über eine kurze Scharte einen offenbar gut kletterbaren Weg zum Gipfel ermöglichen sollte. Mit Hilfe von Leitern wäre im Sommer sogar das zusätzliche Überqueren des Glutterferners als Abkürzung machbar. Diese Variante verkürzte die gesamte Tour um gut zwei Stunden Gehzeit.

Die notwendigen Holzleitern konnten sie den Sommer über bedenkenlos am Rand des Ferners deponieren. Die Gämse würden sich schon nicht damit abplagen. Auch ohne Leitern kamen diese mit ihren famosen Kletterkünsten scheinbar mühelos die steilsten Felswände hoch und runter.

Immerhin zählte die Glutterspitz zu den höchsten Gipfeln der gesamten Region. Ein englischer Kartograf, der im letzten Sommer unzählige Täler und Gipfel vermessen hatte, meinte sogar, dass sie knapp über 3.500 Meter hoch sein müsse, und dass dort oben nachweislich bislang noch kein Mensch gewesen sei.

Folglich handelte es sich um eine besonders lohnenswerte Erstbesteigung. Nach dem mühsamen Durchstieg der angegebenen langen und steilen Scharte eröffnete sich den Burschen tatsächlich der Blick bis hinauf zum majestätisch thronenden Gipfel. Gerade das langgezogene, gleichmäßig ansteigende, sogar leicht überhängende Gipfelmassiv verlieh der Glutterspitze ihr markantes Erscheinungsbild, das sie von allen Seiten aus als gut erkennbaren Orientierungspunkt auszeichnete.

Von ihrem aktuellen Standpunkt hinter der bezwungenen Scharte machten die Bergsteiger mehrere mögliche Gipfelrouten aus und skizzierten diese mit Bleistift rasch auf einem Stück Papier, damit sie direkt am Berg später auf eine kleine Erinnerungsstütze zurückgreifen konnten.

Anschließend stiegen sie über die ihnen am geeignetsten erscheinende Route weiter auf, die sie nur selten korrigieren mussten. Am frühen Nachmittag hatten sie endlich den Punkt erreicht, von dem aus der restliche Weg zum Gipfel durchgängig einsehbar war. Ihr Ziel lag buchstäblich zum Greifen nah.

Nachdem sie den letzten, etwa dreihundert Meter langen markanten Grat aufgestiegen waren, standen sie reichlich erschöpft, aber zufrieden über ihre gemeisterte Route an ihrem Ziel. Eine Markierung brachten sie nicht an, denn der Gipfel sollte schließlich erst im nächsten Sommer mit den gut entlohnenden englischen Abenteurern als „Erstbesteigung“ erobert werden.

Ein Blick nach Westen ließ ihr Hochgefühl jedoch jäh in starke Besorgnis kippen, da sie nun die sich abzeichnende Wetteränderung in vollem Umfang überblicken konnten.

Hätten sie die Luftdruckveränderungen mit einem Barometer ablesen können und sich mit moderner Wetterkunde ausgekannt, wären sie über die Dramatik des Wetterumschwungs deutlich früher informiert gewesen.

Hinter dem mächtigen Gipfel offenbarte sich eine riesige kohlschwarze Wolkenfront, die zwar noch etwas in der Ferne lag, sich ihnen jedoch mit bedrohlich hohem Tempo förmlich entgegenzwälzte.

Beinahe über die gesamte Breite des Alpenhauptkamms rollte sie aus Nordwest, klar abgezeichnet gegenüber einem stahlblauen Spätsommerhimmel, auf sie zu. Der vordere untere Rand der schier endlos breiten Wolkenwalze war nicht nur rabenschwarz, sondern hatte sogar eine leicht bräunliche Färbung. Dies war ein untrügliches Anzeichen für allerstärkste Gewitter mit Hagel- und Blitzschlag.

Als Bergler hatten sie zwar schon manch heftiges Gewitter erlebt, ein solch massives, hohes, breites und schnell herziehendes Wettergebilde war ihnen bislang aber nicht unter die Augen gekommen. Einige Meter unterhalb des Gipfels, im Windschatten sitzend, kürzten sie ihre Brotzeit deshalb auf ein absolutes Mindestmaß, da mittlerweile das erste ferne dumpfe Donnerrollen die Luft vibrieren ließ und wirklich nichts Gutes versprach. Aufgrund ihrer Erfahrung wussten sie aber auch, dass die größte Gefahr in den Bergen von überstürzten Abstiegen ausging. Nachdem sie ihre Brotzeit mit einigen raschen Schlucken aus den Feldflaschen hinuntergespült hatten, zogen sie ihre Filzhüte tiefer ins Gesicht und machten sich mit ihren Wanderstangen auf den Heimweg. Diese Abstiegshilfe hatten sie den Schäfern abgeschaut, die die langen Holzstangen gleichsam als drittes Bein einsetzten und damit gerade im Absteigen mehr Halt fanden.

Als sie eine halbe Stunde später gerade wieder in die steile Scharte einstiegen, fielen auch schon die ersten Regentropfen, die schnell in einen heftigen Schauer und kurz vor dem Ende der Scharte sogar in eisigen Graupel übergingen.

Das Gehen wurde immer schwieriger, da sie auf dem matschigen Pfad nicht ausrutschen wollten. Beherrscht, aber vorsichtig ging es deshalb Passage für Passage das Bergmassiv hinunter.

Trotz des garstigen Wetters versäumten sie nicht, immer wieder kurz Halt zu machen, um ihre Route zu kontrollieren, damit sie sich nicht auch noch in unpassierbares Gelände verstiegen.

Um den allerstärksten Schauern zu entgehen, legten sie unter einem größeren Felsüberhang, der den Großteil von Wind und



Regen abhielt, eine Rast ein. Ihre bewährten Wolljacken waren mittlerweile vollständig durchnässt und lagen schwer wie Blei auf ihren Schultern.

Da nach mittlerweile einer halben Stunde der Gewitterschauer nicht das leiseste Anzeichen eines Abklingens andeutete und ihnen auch kalt wurde, entschieden sie sich, zu ihrer Stärkung den Obstler aus ihrem Rucksack zu öffnen und so zumindest für etwas „innere Wärme“ zu sorgen. Während sich Regen, Graupel, Blitz und Donner entluden, neigte sich auch der Inhalt der Flasche seinem Ende. Nicht nur die Gewitterzelle hatte sich mittlerweile gründlich entleert.

Als sie zur Fortsetzung ihres Heimwegs aufbrachen, spürten sie von der Wirkung des Obstgeistes aufgrund ihrer durchtrainierten Verfassung kaum etwas. Nun konnten sie mit eigenen Augen sehen, dass das Gewitter gut einen halben Meter an Hagel und Graupel hinterlassen hatte und ihr Weg nun mit einem unangenehmen Wasser-Matsch-Gemisch überzogen war.

Der kalte, scharfe Wind hatte die nass-feuchte oberste Schneeschicht an manchen Stellen sogar zu einer kleinen Eiskruste zusammenbacken lassen. Ihren Abstieg konnten die Burschen nur äußerst behutsam und vorsichtig fortsetzen.

Angesichts der schon deutlich fortgeschrittenen Tageszeit entschieden sie sich, die Abkürzung über den Glutterferner zu nehmen, mit der sie zwei bis drei Stunden einsparen würden. Jedoch mussten sie beim Queren des Gletschers nun noch mehr aufpassen, da die Graupelmasse auf dem Eis sogleich angefroren war und bei jedem Schritt mal mehr, mal weniger nachgab.

Da es aufgrund des Gewitters für den längeren Weg ohne die Gletscherpassage schon zu spät war, banden sie sich das mitgebrachte gut dreißig Meter lange Hanfseil zu ihrer Sicherheit im Abstand mehrerer Meter über Schulter und Bauch.

Sie hatten den oberen Rand des Ferners beinahe überquert, als Toni auf einem glatten Stein ausrutschte. Dabei verlor er trotz seines langen Wanderstabes das Gleichgewicht und fiel kopfüber auf das frisch vereiste Schneefeld. Da Alois während Tonis Ausrutscher für einen kurzen Moment nochmals auf ihren zurückge-

legten Weg Richtung Gipfel geschaut hatte, traf ihn der heftige Ruck am Seil völlig unvorbereitet.

Er versuchte zwar noch, sich mit einem kurzen festen Ausfallschritt der Wucht des Seils entgegenzustemmen, hatte aber nicht den Hauch einer Chance und wurde mit auf den Gletscher gerissen.

Über die erste Gletscherspalte flogen beide aufgrund der frisch entstandenen Schneeverwerfungen noch recht spektakulär hinweg, was jedoch lediglich von drei etwas irritiert schauenden Gämsen vom gegenüberliegenden Berghang aus beobachtet werden konnte.

Danach ging es nun aber in einem flacheren Bereich weiter und ihre rasante Rutschpartie verlangsamte sich ein klein wenig.

Trotz ihrer in äußerster Verzweiflung ausgeführten heftigsten Fußtritte, Schläge mit den bloßen Händen oder dem Wanderstock, den allerdings nur noch Alois in der Hand hatte, gelang es ihnen auf der rutschigen Gletscheroberfläche aber nirgendwo, genügend Halt für ein ausreichend starkes Bremsmanöver zu finden. Außer dem gleichzeitigen Dröhnen und Poltern der mittlerweile niederfahrenden Lawine, die sie wie wild umhergeworfene Holzstücke eines tosenden Gebirgsbaches mitspülte und herumwirbelte - abwechselnd mal unter sich, mal wieder auf sich - konnte Toni nur Alois' verzweifelte Rufe „Halt! Jesus Maria! Halt ein!“ hören.

Am Ende des Schneefeldes steuerte ihre wilde Rutschpartie auf eine große Kluft zu, über deren schneebedeckte Kante sie in die Tiefe gerissen wurden.

Glücklicherweise schlugen ihre Körper nicht mit voller Wucht am Grund der Spalte auf, sondern wurden nach dem ersten, schrägen Aufprall an der Gletscherwand auf einen Zwischensims der Gegenwand geschleudert, von dem aus sie dann in einem letzten Schwung zu Boden fielen. Wie durch ein Wunder waren sie am Grund der Gletscherspalte ohne die geringsten Verletzungen ankommen, da sich dort aufgrund des heftigen Windes in extrem kurzer Zeit eine dicke, weiche Schneedecke gebildet hatte.

Gleichzeitig schütteten Teile der durch ihren Sturz ausgelös-

ten Lawine in die Spalte. Spätestens der erste Aufprall an der Eiswand ließ die beiden Abenteurer ohnmächtig werden.

Hier am Boden sorgten schließlich der eisige Wind und die tiefen Temperaturen dafür, dass Atmung und Blutkreislauf in kürzester Zeit stockten.

Innerhalb von fünfunddreißig Sekunden verpufften ihre Träume und Hoffnungen von der geführten Erstbesteigungs-Bergtour mit den abenteuerlustigen Engländern in einem besonders eisigen Wind, der durch die Gletscherspalte wie durch eine Art von Düse gedrückt wurde.

Fegte der Schneesturm schon oben auf dem Berg mit rund achtzig Kilometern pro Stunde, so wurde er durch die Verjüngung der Gletscherspalte auf noch höhere Geschwindigkeiten gebracht. Durch den Entspannungseffekt an der Engstelle kühlte die Luft hinter der Düse zusätzlich ab und fiel stellenweise auf unter minus fünfunddreißig Grad Celsius.

Hätten die beiden wackeren Burschen ihren fulminanten, dramatischen Sturz ein wenig länger überstanden, so wären sie sicher durch die äußerst widrigen Bedingungen in ihrer Gletscherspalte innerhalb weniger Stunden - vielleicht auch nur Minuten - an extremer Unterkühlung gestorben.

Obwohl ihre Kleidung vollständig aus bester Wolle bestand, dem damals besten und teuersten Material, hätte sie in diesem durchnässten Zustand dem eisig kalten Wind nicht wirklich viel entgegenzusetzen gehabt. Selbst sofort eingeleitete Rettungsversuche wären ohne die geringste Chance geblieben.

Ihre ohnehin dürrtigen Spuren waren durch den Schneesturm mittlerweile zugedeckt. Selbst die anfangs noch gut erkennbare Gletscherspalte war nun vollständig verschlossen.

Da der Wetterumsturz im Tal zwar deutlich, wenn auch weniger stark, zu spüren war und die beiden Burschen auch zu später Stunde nicht heimgekehrt waren, machten sich ihre Eltern, Geschwister und Alois' Verlobte, die Griesacher Anna, große Sorgen.

Noch in der Dämmerung bildeten die beiden Väter und alle greifbaren Brüder eiligst einen kleinen Trupp, der den beiden

Wanderern entgegen zog.

[.....]

Es war schließlich Tonis und Alois eigene Entscheidung gewesen, nochmals auf den Berg zu gehen.

Auch im nächsten Sommer brachten die Engländer wieder gutes Geld ins Tal, indem sie Quartiere bezahlten, Ausrüstung und Verpflegung ergänzten und schließlich auch Einheimische als die ersten Begleiter in die Berge beschäftigten.

Gezwungen zur Mitarbeit wurde niemand.

## 2. Unglück oder Glücksfall

An der nun doch schon recht alten roten Vierer-Kabinenumlaufbahn mussten im Frühjahr des Jahres 2015 die jährlichen Revisionsarbeiten durchgeführt werden, damit die TÜV-Abnahme abschließend fristgerecht über die Bühne gehen konnte.

Alle Arbeiten waren dabei straff organisiert und hochkonzentriert auf den Tag der heuer fälligen TÜV-Abnahme ausgerichtet. „Im April bekommt man leichter eine Audienz beim Papst als einen neuen Abnahmetermin beim TÜV-Austria!“ So jedenfalls betonte Hans Klotz, der Leiter des Seilbahnbetriebs bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit.

[.....]

Da der Beginn der Revisionsarbeiten gerade dieses Jahr auf das letzte Wochenende der Osterferien fiel, bemühte sich der technisch interessierte Junglehrer Ludwig Kofler einmal mehr um eine Hilfstätigkeit. Da sich das Wetter im Kostnertal zu dieser Jahreszeit meist recht durchwachsen geben konnte, waren er mit seiner jungen Familie über die Ostertage bereits bei den Schwiegereltern zu Besuch gewesen.

[.....]

Als die Bahn nun auf der außerplanmäßigen Kontrollfahrt mit den zwei Testpersonen beladen wurde, war bereits ein leichtes Donnergerollen zu hören. Nach den ersten Metern der Fahrt kündigte sich jedoch plötzlich ein Problem an.

Dem Seilbahnbediener fiel auf, dass die Seilbahn immer schneller wurde und das mehrfach gesicherte Bremssystem nicht ordentlich zu greifen schien. Und zum Leidwesen des Maschinisten ließen alle Sicherheitsbremsen Seil und Gondeln nicht spürbar langsamer werden.

So etwas konnte, durfte aufgrund der Mehrfachsicherungen eigentlich gar nicht passieren!

Und doch: Tragseil und Gondeln beschleunigten ohne das Zutun irgendeiner Person auf die mindestens fünffache normale Geschwindigkeit der Bahn.

Glücklicherweise waren erst drei Gondeln eingehängt, die nun jedoch geradezu filmreif Richtung Talstation rasten. Der einzige Trost, den der Seilbahnbediener sich eher zur Beruhigung selbst zuraunte, war: „Zum Glück sand koane echt'n Leit drin, also keine noa lebend'n Leit!“

Vor einer guten Viertelstunde war Ludwig bereits zum Abtransport der Eisleichen abkommandiert worden. Aufgrund der großen Ladefläche seines Kombis wollte er die angekündigten Leichen praktischerweise in einem Rutsch zum Friedhof transportieren.

In seinem Auto hatte er bereits die Rückbank umgeklappt und wartete nun auf dem Parkplatz etwa fünfzig Meter neben der Talstation auf die kalte Fracht. Damit sich seine Frau daheim nicht unnötig Sorgen machte, rief er sie noch kurz an.

Er beruhigte Margret, die von all den chaotischen Vorfällen, außer einem lauten Knall, noch kaum etwas mitbekommen hatte. Er berichtete, was in etwa geschehen war und erklärte ihr: „I muss nur no auf a Fuhre woarten, die I no wegfahr'n sod. Aber auf'd Brotzeit werd I scho wiada dahoam sain!“

Da Ludwig während des Wartens der Gedanke kam, dass Eisleichen vermutlich eine nicht geringe Menge an Wasser im Kofferraum hinterlassen könnten, machte er noch einen kurzen Abstecher ins Lager des Gemeindebauhofes und organisierte dort eine große Folie, mit der er den Kofferraumboden doppelt auslegte.

Als er wieder auf den Parkplatz vor der Talstation einbog, sah er gerade, dass die benachbarte Trafostation lichterloh brannte und sich in mehreren Stichflammen gerade vollends auflöste.

Zwei junge Burschen, die mit ihren BMX-Rädern am Parkplatz standen, berichteten ihm brandaktuell von dem sensationellen Crash der Bergbahn. Ebenso schilderten sie ihm, dass dabei zwei komische Typen oder Puppen aus der Talstation hinüber auf den Hackschnitzelhaufen geflogen seien.

Etwa zwanzig Meter bevor die erste, mit den beiden Gletscheropfern besetzte Gondel in die Talstation einfuhr, besser gesagt einraste, fand dazu noch ein ausgewachsener Blitz seinen, von einem Knall begleiteten Weg ins Motorenhaus am hinteren Ende der Talstation.

[.....]

Zeitgleich mit dem Blitz - gerade als die erste Gondel mit den Eismännern in rekordverdächtiger Fahrt in der Talstation ange-  
langt war - griff das Bremssystem abrupt wieder.

Der Trägheit der Masse folgend wurden die drei Gondeln deshalb in eine ruckartige Schaukelbewegung versetzt, die sie einzeln sogar über das Förderseil hinaus hochschwingen ließen - je nach ihrem Abstand zum nächsten Tragmasten. Unglücklicherweise traf die einzige mit Menschen besetzte Gondel in der Talstation dabei einen Querträger aus Stahl, was vor allem für die Gondel weniger gut ausging.

Die besetzte Gondel riss dabei an der Außenseite vollständig auf und die beiden Insassen, oder besser Stehgäste, wurden unsanft hinausgeschleudert.

In einem hohen Bogen katapultierte es sie aus ihrer Gondel aus dem offenen Teil der Talstation in Richtung der Parkplätze.

In just dem Moment, als die beiden nicht offiziell gemeldeten Passagiere den etwas ungewöhnlichen Ausstieg aus der ehemals intakten Gondel nahmen, zischte vom Motorenraum der Talsta-

tion ein riesiger Lichtbogen hinüber zur unweit gelegenen Trafostation.

Die beiden Mitfahrer kamen dem Lichtbogen dabei bedrohlich nah, hatten aber gleichzeitig wiederum gehöriges Glück, da sie in dem etwa drei bis vier Meter hohen Hackschnitzelhaufen am Rand des Parkplatzes landeten, der hier vor zwei Tagen vom örtlichen Bauunternehmer für den Abschluss der Wegsanierung abgeladen worden war.

Für das gesamte Gebirgstal bewirkte diese kurzzeitige massive Überspannung einen zwanzigstündigen kompletten Stromausfall, da neben der Talstation - deren Motorraum bald in lodernden Flammen stand - auch das benachbarte Trafohäuschen einen gehörigen Schaden abbekam und nun munter brannte.

„Das alles is grad eben erst passiert!“, berichteten die BMX-Burschen buchstäblich brandaktuell.

„Um die beiden ‚Puppen‘ derf I mi jetzt kümmern!“, erklärte Ludwig relativ gelassen und schickte die Jungs weiter weg vom Ort des Geschehens, da sich vom Dorf her akustisch bereits das ganze Aufgebot an Feuerwehren und Polizeiautos ankündigte. „Hier wird’s sicher glei recht wild zugehn. Schauts lieber zu, dass ihr auf‘d andere Straßenseite und den Hang hochkommts. Sonst gibt’s glei ghörigen Ärger mit der Polizei und der Feuerwehr!“

[.....]

Um die beiden frischen Leichen hingegen kümmerte sich nun sonst niemand anderes mehr. Von ihnen wusste ohnehin nur der eifrige Wegetrupp und der zum Abtransport abkommandierte Junglehrer. Optisch erregten die Eisleichen auf dem dunkelbraunen Hackschnitzelhaufen, nicht zuletzt wegen ihrer etwas ältlichen, in dunklen Grau-, Grün- und Brauntönen gehaltenen verwitterten Kleidung, auch kein größeres Aufsehen.

Zuerst musste sich Ludwig überwinden, um die festen, aber schon deutlich angetauten Körper vom Hügel herunterzuziehen



und auf die ebene Ladefläche seines Kombis abwechselnd hinein-zuschieben und von der hinteren geöffneten Seitentür aus herein-zuziehen. Auch überlagerte seit dem ominösen Blitzschlag ein in der Luft hängender Schmorgeruch alles und jeden.

Von den Eisleichen selbst ging in ihrem momentanen Zustand noch kein wahrnehmbarer Eigengeruch aus. Der würde aber bald folgen, sobald diese mehr und mehr auftauten. Neben den bereits klatschnassen und leicht modrig riechenden Jacken und Hosen der beiden Ice-Ager war eine leichte Spur von Brand- und Schmorspuren angesengten Fleisches wahrzunehmen, der sich mit dem Hackschnitzeldampf und den vom Wind herübergewehten Rauchschwaden der brennenden Anlagen mal mehr, mal weniger angenehm vermengte.

Nachdem Ludwig den Kofferraum schon schließen wollte, faltete er die Plastikplane auf und wollte sie aus Pietätsgründen noch über die Gesichter der rücklings eingeladenen Mitreisenden legen. Eine Ausbildung zum Leichenwagenfahrer hatte er zwar keine genossen, aber während seiner Dienstjahre als Ministrant in der Dorfpfarrkirche war ihm der respektvolle Umgang mit Verstorbenen nun einmal gründlich eingeimpft worden.

Als er nun die Gesichter der beiden Mitfahrer bedecken wollte, hatte er auf einmal ein äußerst komisches Gefühl. Er fragte sich, ob er die letzten chaotischen und turbulenten Minuten vielleicht doch nur geträumt habe?

War Ludwig nun selbst völlig überarbeitet oder am Durchdrehen und sah schon Gespenster, oder hatte wirklich irgendetwas an einer der Eisleichen minimal gezuckt? Denn einer der Eismänner, deren Alter er auf etwa Anfang bis Mitte vierzig schätzte, schien sein rechtes Auge ein kleines bisschen bewegt und eine Hand ein wenig geöffnet zu haben.

Das Geschehen der vergangenen Stunden war überhaupt ein recht schöner Schock gewesen. Zuerst der seltsame Fund zweier Eisleichen, der ihn wieder zu niedrigsten Hilfstätigkeiten degradierte, dann der Unfall mit der außer Kontrolle geratenen Bergbahn, die in die Talstation gekrachte Gondel und in direkter Folge

die explodierte Trafostation samt dem mehr oder minder großen Großbrand. Lag es daran, dass er auf einmal einen Anflug von Gespenstern sah? Aber reine Gespinste oder Gespenster waren die Bewegungen gerade eben irgendwie auch nicht gewesen, dafür waren sie wiederum einfach ein Stück zu real.

Nachdem er losgefahren war, schaute er nach den ersten Kurven nochmals nach hinten zu seinen beiden stillen Mitfahrern. Da die Plastikfolie offenbar durch die Kurvenfahrt bereits wieder von ihren Köpfen weggerutscht war, sah er, dass die auf der Beifahrerseite liegende Eisleiche plötzlich mit den Augenlidern blinzelte.

Als er bereits an der Dorfgrenze angekommen war, schaute er sich erneut kurz um und bemerkte, dass eine Hand eine kleine zuckende Bewegung machte, gerade so, als würde sich eine Raupe in ihrem Kokon gerade zum Ausschlüpfen vorbereiten. Nachdem er sowohl das krächzende Radio als auch das Gebläse ganz ausgeschaltet hatte, glaubte er sogar ein leises, ruckweises Schnaufen hören zu können. Jeweils in zwei kleinen Ruckerln ein-, und dann wieder in zwei leichten Ruckerln ausatmend, als müsste ein leichter Widerstand überwunden werden.

Dass es Ludwig bei diesen Beobachtungen gleichzeitig heiß und kalt überkam, wäre noch eine massive Untertreibung gewesen und damit seiner Gefühlslage in keinster Weise gerecht geworden. Zum einen waren seine Beobachtungen oder vielleicht auch nur eingebildeten Beobachtungen absolut schaurig, zugleich aber auch aufs Höchste faszinierend.

Seine Situation kam ihm wie eine wilde Mischung der wenigen Horror-Filme vor, die er kannte. Gleichzeitig wuchs in ihm das Bedürfnis, doch etwas für die offenbar auf seltsame Weise erwachenden Gletscheropfer tun zu müssen. Nach den ersten, eher gruseligen Anwandlungen gewann in ihm der Helferwille die Überhand und so fing er maschinengleich an, mögliche Rettungsszenarien im Geiste durchzuspielen.

Die erste Möglichkeit bestand noch immer darin, dass diese ganzen Reaktionen ihm nur ein Scheinleben vorgaukelten, das vielleicht von ihrem doch recht dramatischen Abtransport herrührte.

Vielleicht würde es in wenigen Minuten wieder genauso abrupt enden wie es begonnen hatte.

Vor längerer Zeit hatte er eine seltsame Wissenschaftssendung gesehen, die sich mit sogenannten „lebenden Leichen“ befasste und in der die chemischen Verdauungs- und Verrottungsprozesse als Auslöser für Leichenbewegungen entlarvt worden waren. Das passte zwar nicht ganz zur frostigen Umgebung eines Gletschers, aber vielleicht hatte der spektakuläre „Abflug“ aus der Seilbahngondel irgendetwas in dieser Art zumindest vorübergehend bei den beiden Opfern in Bewegung gesetzt. Dann wäre der Friedhof sicherlich weiterhin ihre geeignete endgültige Endstation.

Sollte sich die Kurzlebigkeit der Phänomene aber nicht bestätigen und die beiden Männer gegen jede Wahrscheinlichkeit tatsächlich längerfristig zu neuem Leben gekommen sein, wären alle denkbaren offiziellen Stellen für die Wiederbelebten aber sicher ein enormer Schock und würden eindeutig langanhaltenden Stress für sie bewirken.

Was müsste nicht alles untersucht und ermittelt werden! Die beiden Männer wären die lebende Riesensensation schlechthin. Ein Leben unter dem Brennglas der Wissenschaft und ständig im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Also eher kein auch nur ansatzweise erstrebenswertes Leben. Und das nach dem Schock einer derart spektakulären unfreiwilligen Wiederbelebung.

Als Ludwig von einem seiner Hinterbänkler die ersten Laute vernahm, die ihn an ein etwas vernebeltes, ersticktes „koit“ und drei Kurven später „W’sama?“ erinnerten, sah er sich dazu gezwungen, die erste Option vorläufig zur Seite zu legen. So war nun also guter Rat wieder teuer und alle Möglichkeiten beziehungsweise Rettungsszenarien liefen in seinem Kopf vor seinem inneren Auge ab:

Etwa zur Polizei, deren sicher hochinteressierte Gerichtsmedizin die Lage für die beiden Burschen wohl kaum wirklich entspannen konnte? Oder zur dörflichen Pflegestation? Oder doch

besser hinunter ins Tal ins Krankenhaus?

Die beiden ehemaligen Eisleichen hatten sicherlich keine aktuellen gültigen Krankenversicherungskarten oder andere Ausweise vorzuweisen. Damit steckten sie sicher bald in der massiven Klemme!

Alle weiteren Gedankenspiele mündeten für die betroffenen Wiedergeborenen bei jeder Variante in einem recht drastischen Wiedereingliederungsprogramm, auf das alle vorstellbaren Institutionen sicherlich nicht wirklich gut vorbereitet waren. Letztlich kam ihm aber der beinahe naheliegendste Gedanke an eine der beiden eigenen derzeit leerstehenden Ferienwohnungen.

[.....]

Zuhause angekommen parkte Ludwig möglichst nah an dem Eingang der Ferienwohnungen. Während die beiden Männer nun offensichtlich wieder tief schlafend im Kombi lagen, sprang Ludwig kurz hinauf in die Wohnung zu Margret.

Sie war einfach nur sehr froh, ihn wieder gesund und munter zu sehen. Sein Anruf hatte sie zwar etwas beruhigt, anschließend hätte ihm schließlich aber immer noch etwas passieren können.

Eilig berichtete er Margret von seinen äußerst exotischen und lebendigen „Mitbringseln“. Dabei versuchte er Margret möglichst wenig zu erschrecken. Wenn er die unterkühlten, ehemaligen Eismänner auch nur sehr kurz lebend erlebt hatte, waren sie ihm dabei wirklich nicht annähernd wie Frankenstein's Geschöpfe vorgekommen. Auf Ludwig machten sie eher einen recht normalen Eindruck, was auch immer bei stark unterkühlten und geschwächten Bergsteigern normal war. Ohne allzu genau auf die Begleitumstände ihres Funds einzugehen, erzählte Ludwig, dass die beiden Wanderer sich offenbar sehr lange im Gletscher aufgehalten hatten und dabei fast erfroren wären.

Zu allem Unglück hätten sie sich während ihrer Rettung noch kleinere Verbrennungen in der Nähe der defekten Trafostation

zugezogen.

Zweimal hintereinander hätten sie ein riesiges Glück gehabt.

Trotz ihrer starken Unterkühlung seien sie offenbar nicht wesentlich verletzt, sonst hätte er sie natürlich sofort ins Spital gebracht. Außer reichlich Schlaf benötigten sie momentan einfach nur gleichmäßige Wärme, neue Kleidung und etwas zu essen, wenn sie denn schließlich aufwachen würden.

Da Margret nicht wirklich sicher war, ob für die Bergsteiger nicht doch das Spital der bessere Ort wäre, wollte sie Ludwigs Spontangäste auf jeden Fall noch selbst in Augenschein nehmen. Wenn sie tatsächlich nachhaltig verletzt wären oder gar Erfrierungen davontrügen, würden am Ende noch Margret und Ludwig für deren bleibende Schäden verantwortlich gemacht. Darauf hatte sie nun wiederum gar keine gesteigerte Lust.

[.....]

Ludwig begann sogleich mit dem Herrichten der beiden Betten in der näher an der Garage gelegenen Ferienwohnung. Aus dem Speicherfundus holte er zuerst zwei große elektrische Heizdecken, die zur Erbmasse seines Onkels zählten.

Glücklicherweise hatte dieser sie während einer Südtirol-Busreise bei der angekündigten „einmaligen Chance“ einer Verkaufveranstaltung erstanden. Auf der noch vorhandenen Verpackung wurden sie vollmundig als „systemische Komfort-Heizsysteme“ angepriesen.

„Systemisch“ an den Decken war aber garantiert allein der systematisch überteuerte Verkaufspreis gewesen. Ludwig war es jedoch reichlich gleichgültig, für was der sein Leben lang fleißige und bescheidene Onkel an seinem Lebensabend seine mühsam gesparten Euros verpulverte. Ludwigs entspannte Meinung darüber wurde von Seiten der Verwandtschaft allerdings immer wieder stark kritisiert. Im Augenblick war er aber auf jeden Fall äußerst froh, dass für die beiden Gletschermänner eine weitere gleichmäßig wärmende Heizquelle zur Verfügung stand.

Zusätzlich bezog er die Betten noch mit einem großen Inkon-

tinenz-Überzug. Eventuelle Restfeuchtigkeit sollte die Matratzen nicht durchnässen können. Abschließend kamen noch jeweils eine dünne Woldecke, frische Leintücher und abschließend ein warmes Winterbettzeug auf die frisch gemachten Betten.

Zwischendurch schaute er immer wieder zum Kofferraum des Autos. Dort kontrollierte er, ob die Pflegegäste weiterhin noch so fest wie bislang schliefen. Abschließend schaltete Ludwig die Heizdecken auf der niedrigsten Stufe an, damit sich die beiden Männer in ihrem neuen Leben später nicht gleich die ersten Verbrennungen holten.

Nachdem Margret et was später wieder heruntergekommen war, half sie Ludwig dabei, die ....

[.....]

Fürs Waschen hatte Margret ihnen eine Wanne mit angenehm warmem Wasser bereitgestellt. Dazu legte Sie jeweils einen Waschlappen und ein großes Handtuch, was die Männer offenbar dankbar, aber wortlos benutzten.

Dabei dehnten, reckten und streckten sie sich wie zwei Murmeltiere nach langem Winterschlaf. Ludwig half ihnen, sich mit dem großen Badetuch trockenzureiben. Danach zogen sie die bereitliegende frische Kleidung an, von der Unterwäsche bis zur Strickweste. Mit ihren Gedanken waren sie aber offenbar noch nicht richtig anwesend. Zumindest taten sich mit dem Sprechen noch sehr schwer. Außer einzelnen Lauten, die die ein oder andere Aktion untermalten, war noch nichts von ihnen zu hören.

Das Anziehen des Pullovers gestaltete sich aber gar nicht so einfach. Bei den ersten Ankleideversuchen wehrte sich der künftige Träger mehrfach mit Abwehrgesten gegen das Überziehen. Irgendwie kam der Mann, dem er zugedacht war, mit dem Pullover nicht zurecht, bis Ludwig ihm das Anziehen selbst vorgemacht hatte.

Danach war das Eis buchstäblich gebrochen. Der Bergsteiger

schlüpfte zwar etwas umständlich, aber ohne Widerstreben in den Pullover. Diese ungewohnte Aversion gegen das Überziehen des Pullovers konnte sich Ludwig nicht recht erklären. Ludwig überlegte, ob es vielleicht möglich sei, dass sie in ihrem bisherigen Leben einfach keine Pullover getragen hatten? Aus welcher Zeit stammten die beiden Eis-Männer denn nun tatsächlich?

Vielleicht aus noch deutlich früherer Zeit als die anfangs vermuteten 1950-er Jahre?

Während die Männer beim Umziehen noch wie leicht narkotisiert wortlos mitwirkten, ließ das Genießen der wieder aufgewärmten heißen Suppe und des Tees ihr Redevermögen mit jedem Schluck ein wenig auftauen. Ihre Ausdrücke und Sprache kamen Ludwig aber äußerst altertümlich vor.

[.....]

So fand sich Ludwig mehr und mehr in den etwas derben Alt-Tiroler Dialekt der beiden Männer ein. Zuerst konnte er nur einzelne Ausdrücke verstehen und viel weniger davon selbst so aussprechen, dass seine Gäste ihn verstehen konnten.

Manche Begriffe verstand er erst nach mehrmaligem Nachfragen oder allein aus dem Zusammenhang. So war dann auch der erste vollständige Satz, den er von einem der beiden Männer verstand: „Mia müssma zm Votta auf’n Hof zruck!“

Um das Gespräch mit den wortkargen, offensichtlichen Alt-Tirolern äußerst behutsam in Gang zu bringen, befragte Ludwig sie nach ihrer Herkunft. Etwa von welchem Hof sie denn stammen würden? Die beiden Höfe, die sie ihm jedoch nannten, gab es aber schon lange nicht mehr oder sie hießen heute völlig anders. Von einem Grubahof oder Gruberhof hatte Ludwig noch nie etwas gehört. Um die etwas holprige Kommunikation zu vereinfachen, stellte Ludwig am PC rasch eine Seite mit ein paar zentralen Begriffen zusammen. Anschließend ergänzte er sie mit passenden Bildchen, die er dazu im Internet gefunden hatte. Mit der ausgedruckten Seite ging er wieder nach unten in die Wohnung zu den beiden Männern und erklärte ihnen die einzelnen Begriffe

mit Hilfe des Farbausdrucks.

Auf ihr Alter angesprochen erzählten sie später, dass Toni 24 und Alois 22 Jahre alt sei, womit Ludwigs Schätzung, die er nach dem ersten Eindruck der frisch Eingekleideten schon nach unten korrigiert hatte, nochmals um fast zehn Jahre senken musste.

[.....]

Auf ihr Geburtsdatum angesprochen, musste Ludwig dann abermals schlucken, da er durch mehrfache Nachfrage erkannt hatte, dass es sich bei ihren Geburtsjahren nicht um die zuerst verstandenen 1949 und 1951, sondern um die entsprechenden Jahre des 19. Jahrhunderts handeln müsse. Toni war offenbar 1849 und Alois 1851 geboren.

„Was muss das damals für eine völlig fremde Welt gewesen sein! Eigentlich wurde gerade erst andersherum ein Schuh daraus: Wie fremdartig muss den beiden die jetzige Welt vorkommen!“ ging es Ludwig durch den Kopf.

Er überschlug, dass sie derzeit zumindest theoretisch und auch praktisch – also physikalisch für ihre Umwelt - etwa 165 Jahre alt sein mussten. Für dieses stolze Alter sahen beide Männer aber zugegebener Maßen doch recht jung und rüstig aus.

Ludwig erkundigte sich daraufhin nach ihrem allgemeinen Gesundheitszustand. Ob ihnen denn etwas fehle, ob's irgendwo zwicken würde, oder ob sie Schmerzen irgendwelcher Art hätten? Auf all seine Fragen bekam er jedoch stets nur ein leichtes Achselzucken, ein kurzes „mh, mh“ oder „Goat scho“ mit einem leichten Kopfschütteln einhergehend, was im Tirolerischen immer noch so viel bedeutet wie „Nein, Dankeschön, aber dennoch herzlichen Dank für die besorgte Nachfrage!“ Manchmal antworteten sie auch mit lediglich mit einem gedehnten „Mmh“ mit gleichzeitig leicht kritischem Blick bei leicht schräg gehaltenem Kopf. In dieser Geste steckte die Kurzform von: „Jetzt reicht's aber mit der Fragerei! Du siehst doch, dass es mir gut geht, sonst hätte



ich schon lang etwas gesagt!“

Deshalb stellte Ludwig vorerst zumindest keine weiteren Nachfragen zu ihrem körperlichen Zustand. Andere Sorgen machte er sich indes um ihren seelischen Gesundheitszustand, wenn sie irgendwann ihre tatsächliche Herkunft und ihren vorübergehenden längerfristigen Zwangsaufenthalt im Gletscher in vollem Umfang realisieren sollten. Ob sie das alles aber jemals in vollem Umfang begreifen, geschweige denn verstehen könnten, konnte er momentan nur erahnen.

Statt solch belastenden Gedanken nachzuhängen, widmete sich Ludwig wieder dem Naheliegendsten: Ihrer antiquierten Sprache sowie ihrem reichlich mangelhaften Wissen um die für sie zahlreichen, vollständig neuen Gegenstände, die sie nun plötzlich, selbst in einem Tiroler Hochtal im 21. Jahrhundert zu Haufe umgaben. Über seine, während des Abtransports von der Talstation spontan getroffene Entscheidung, dass sich die erwachten Männer auch bei ihm zuhause einleben könnten, war Ludwig im Nachhinein sehr froh.

Aufgrund ihres tatsächlichen Alters und ihrer doch sehr speziellen, wenn auch unfreiwilligen Überlebensmethode würden sie sonst garantiert vom massiven Medienrummel erdrückt.

Auf ihre Nachfrage, warum sie nicht auf ihre eigenen Höfe gehen könnten, war Ludwig anfangs noch um eine passende Begründung verlegen.

Vorerst ließ sich Ludwigs spontane Idee mit dem vermeintlichen Winterschlaf noch ein wenig strapazieren: „Während eures langen Schlafs ist im Sommer des folgenden Jahres eine riesige Steinmuräne ins Tal abgegangen. Sie hatte große Teile des Dorfes unter sich begraben. Leider sind dabei viele Einwohner gestorben. Nur wer gerade nicht in der Nähe des Dorfes war, wurde vor der Katastrophe verschont! Wie durch ein Wunder überlebten im Dorf nur drei Kinder, weil sie sich in zufällig gebildete Schutzbereiche retten konnten, die sie vor dem Erdrückt werden und Ersticken bewahrten. Ein Kind etwa überlebte nur Dank eines

umgestürzten schweren Eichenschrankes, in den es sich geflüchtet hatte.“

Etwas vage konnte er sich an ein derartiges Ereignis erinnern. Davon hatte er irgendwo schon mal etwas gelesen. An den Ort und die genaueren Umstände konnte er sich momentan beim besten Willen nicht mehr erinnern.

[.....]

Es waren aber nur einzelne Fragen, derer sie sich im gegenseitigen Miteinander immer wieder versichern mussten, wie etwa: „Wie dei Vatr heißt? I woas es oafach it – i denk dro, ko oabr gao nix finda in moam Grind. Groad so als wärs weg gwischd.“

An manche Dinge konnten sich beide, an andere konnte sich nur einer von beiden erinnern.

Als sich die Erinnerungen den letzten Stunden vor ihrem Verschwinden näherten, konnten beide Bergsteiger nur noch sehr vage vermuten, dass sie wohl gemeinsam am Berg unterwegs gewesen sein mussten. Ob sie auf der Suche nach einem entlaufenen Vieh oder zu einem anderen Zweck unterwegs gewesen waren, konnten sie nicht im Geringsten mehr sagen. „Vielleicht woars a Stuck Viah wo moa suchn woarn – oder woas gonz oanders – I woak oifach nix meal!“.

Die Fahrt im alten Familienkombi, geschweige denn in der Kabinenbahn, war wohl nicht oder noch nicht vollständig an die Gehirnzellen der jungen alten Burschen gelangt.

Nur an seine Verlobte, die Griesacher Anna erinnerte sich Alois noch deutlich. Als Behelfsantwort improvisierte Ludwig, dass auch die Anna unter den Opfern des Gerölllawinenunglücks gewesen war. Das sei aber auch schon vor sehr langer Zeit passiert. Um genau zu sein, vor 134 Jahren, in Worten: einhundertvierunddreißig Jahre. Diese Zahl nannte Ludwig den frisch aufgetauten Bergsteiger gegenüber aber vorerst einmal nicht.

### 3. Faszinierende Technik

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt machten sich die frisch Wiederbelebten noch keine Gedanken über ihre bereits verstorbenen Verwandten beziehungsweise mögliche Nachkommen. Dazu schwirrten ihre Gedanken zu sehr um die zahlreichen technischen Neuheiten, von denen Ludwig ihnen berichtete und auf die sie bald stoßen sollten.

Für die beiden Neubürger bestanden nach Ludwigs Auffassung zwei grundsätzliche Gefahrenquellen: Zum einen würden sie durch ihre helle Begeisterung über die zumindest für sie absolut neue Technik sicherlich an jedem öffentlichen Ort für größeres Aufsehen sorgen. Über Banalitäten wie den automatischen Türöffner der örtlichen Bäckerei auszuflippeln, würde sie schnell in die Nähe von geistig Zurückgebliebenen rücken. Darüber hinaus stellten vor allem die elektrischen Erfindungen, gerade bei nicht korrekter Handhabung, eine lebensbedrohliche Gefährdung dar. Das gerade erst frisch zurückerhaltene Leben aus Versehen auszulöschen, lag sicherlich nicht in ihrem Interesse.

Als es am ersten bewusst erlebten Abend ihres neuen Lebens dämmerte, zündete Ludwig zuerst einige Kerzen an, um die Neubürger anschließend etwas theatralisch zum Tisch zu bitten: „Ich muss euch unbedingt die ein oder andere Neuerung zeigen, die während eures langen Schlafes hier Einzug gehalten hat. Viele davon beruhen auf der Nutzbarmachung der Elektrizität. Somit hat die Petroleumlampe vollständig ausgedient! Licht zu machen ist deutlich einfacher geworden. Bitte erschreckt’s euch nicht! Das hier ist viel bequemer und praktischer! Und zwar funktioniert das so:“

Just in diesem Augenblick schaltete er die Schreibtischlampe am Handschalter an. Und obwohl es sich lediglich um ein bescheidenes 30 Watt schwaches Lämpchen handelte, erschreckten sich

Toni und Alois dennoch mit einem lautstarken „Uaaaah! Woas is no des?“ über das zumindest ihrem Eindruck nach gleißend helle Licht. Und das, obwohl die altersmüde Energiesparlampe sogar noch einige Minuten lang ankämpfen musste, um ihre maximale Helligkeit überhaupt erst noch zu erreichen.

Während das Schauspiel andauerte erläuterte Ludwig: „Und man kann es ganz bequem an- und ausschalten! Immer wieder!“

Auf seine Einladung, das Einschalten selbst auszuprobieren, verging die nächste Stunde mit endlosen enthusiastischen Ein- und Ausschaltversuchen. Dabei entdeckten die Burschen, dass sich die Deckenlampe sogar von unterschiedlichen Schaltern im Zimmer ein- und ausschalten ließ.

Anschließend beschrieb Ludwig ihnen auf möglichst einfache und verständliche Art, wie das mit dem Strom grundsätzlich so funktioniert, woher er kommt und wie er in alle Häuser fließt. Dazu holte er das alte Dreigang-Damenrad seiner Schwiegermutter aus dem Keller. Auf den Kopf gestellt konnte er Stromerzeugung und Stromkreislauf mit Hilfe von Fahrraddynamo und Glühbirnen vorführen.

In den letzten Jahren hatte er das ausgediente Damenrad mindestens einmal pro Jahr in die Schule mitgenommen, um seinen Schülern den elektrischen Stromfluss hübsch anschaulich erklären zu können. An diesem Phänomen waren die älteren Schulburschen genauso interessiert wie die Grundschüler, da sie in der folgenden Unterrichtsstunde einfache elektrische Schaltungen selbständig aufbauen und mit dem „Fahrrad-Kraftwerk“ speisen durften.

Für Alois und Toni war das Erlebnis ihres ersten elektrischen Lichts dabei um einiges intensiver als für die Schulkinder, da sie den elektrischen Strom überhaupt erst vor wenigen Stunden persönlich kennengelernt hatten. Die Schüler waren mit dem Phänomen Elektrizität dagegen bereits seit frühester Kindheit vertraut.

Früher hatten sie im „Bothen für Tirol und Vorarlberg“ im-

mer wieder von den neuesten technischen Entwicklungen gelesen. Die moderne gasbetriebene Straßenbeleuchtung hatten sie sogar bei einem Besuch in der Landeshauptstadt persönlich bewundern und bestaunen können.

Zum Anzünden der bis dahin in den meisten Häusern verwendeten Öllampen musste man lästigerweise immer Zündhölzer vorrätig haben. Als hochmoderner Ersatz waren die Gaslampen für sie damals ein „richtiger Hammer“ gewesen.

Zumindest hätten Ludwigs Grundschüler diese Erfindung sicher mit solch deftigen Worten beschrieben. Die älteren Schüler hätten solch eine beeindruckende Errungenschaft dagegen sicher als „voll Mega“ bezeichnet. Dieser Kraftausdruck rutschte Ludwig beim Anblick der schieren Begeisterung gar nicht so leise über die Lippen. Seine derbe Wortwahl hatte er zwar schon beim Aussprechen bereut, da die Bergsteiger ihn sofort mit verdrehten Augen verständnislos angestarrten. Um Relativierung bemüht erklärte Ludwig ihnen die Bedeutung von „voll mega“ als eine moderne Ausdrucksform höchster Begeisterung.

Prompt wurde aber „voll mega“ in den alltäglichen Wortschatz der Burschen aufgenommen. Nahezu jeder Gang in die Öffentlichkeit, wie zum Beispiel auch ein ganz normaler Supermarktbesuch wurde von da an durch mehrere „voll mega“s“ kommentiert. Bald schauten deshalb die übrigen Supermarktbesucher sie scheel an.

Im Bad führte Ludwig noch die Bedienung der Wasserhähne und Spüleinrichtungen vor. Im Zusammenhang mit Wasser warnte er ganz besonders vor der Lebensgefahr eines Stromschlags. Der Strom aus den Steckdosen sei um ein Vielfaches stärker als der schwache Strom des Fahrraddynamos. Ihre Hausinstallation hatte zwar mit flinken Sicherungen einen recht modernen Stand, ganz sicher vor einem Stromschlag konnte man aber nie sein. Schließlich gab es nicht nur in ihrem Haus Steckdosen.

[.....]

In den kommenden Tagen gab es häufig Missverständnisse und immer wieder die quälende Frage, was mit ihnen selbst eigentlich passiert war. „Wie san mer nur hierher komme?!?“ lautete Tonis bohrende Frage.

Einen guten Schutz vor Kummer und Elend eines äußerst unangenehmen oder gar tödlichen Stromschlags boten vorerst die nachträglich montierten Kindersicherungen in den Steckdosen, die nur durch ein verdrehtes Einsetzen des Steckers zu überlisten waren. Nach der Geburt ihres ersten Kindes, hatte Ludwig [.....]

\* \* \* \* \*  
..... hier enden die Probeseiten!!

Bestellen Sie jetzt ihr persönliches Exemplar bei

[www.MidsommarVerlag.com](http://www.MidsommarVerlag.com)